

Reihe
Germanistische
Linguistik

178

Herausgegeben von Helmut Henne, Horst Sitta
und Herbert Ernst Wiegand

Ann Peyer

Satzverknüpfung –
syntaktische und
textpragmatische Aspekte

Max Niemeyer Verlag
Tübingen 1997



Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Peyer, Ann:

Satzverknüpfung : syntaktische und textpragmatische Aspekte / Ann Peyer. – Tübingen : Niemeyer, 1997

(Reihe Germanistische Linguistik ; 178)

NE: GT

ISBN 3-484-31178-9 ISSN 0344-6778

© Max Niemeyer Verlag GmbH & Co. KG, Tübingen 1997

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Printed in Germany.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Druck: Weihert-Druck GmbH, Darmstadt

Buchbinder: Industriebuchbinderei Hugo Nädele, Nehren

Die vorliegende Arbeit wurde von der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich im Sommersemester 1995 auf Antrag von Prof. Dr. Horst Sitta als Dissertation angenommen.

Inhalt

Vorwort	XI
Einleitung	1
1 Leitfragen, Vorüberlegungen	4
1.1 Untersuchungsgegenstand, Rahmen der Fragestellung	4
1.2 Syntax, Pragmatik und Textlinguistik	6
1.2.1 Wodurch wird der Satz bestimmt?	7
1.2.2 Wodurch wird der Text bestimmt?	8
1.2.3 Satz und Text	8
1.3 Funktionale Grammatik	10
1.4 Grammatikalisierung	12
1.5 Ikonizität	16
1.6 Prototypen	18
1.6.1 Grundsätzliches	18
1.6.2 Prototypen und grammatische Kategorien	21
1.7 Zum Status der Beispiele	24
1.8 Zusammenfassung	26
2 Satzverknüpfung und Satzgefüge: syntaktische Aspekte	27
2.1 Clause integration/Clause combining	28
2.1.1 Überblick	29
2.1.2 Autonomie vs. Integration	31
2.1.2.1 Degradierung des zugeordneten Satzes	31
2.1.2.2 Ebene der Zuordnung	35
2.1.3 Expansion vs. Reduktion	35
2.1.3.1 Verlust an Satzwertigkeit des zugeordneten Satzes	35
2.1.3.2 Grammatikalisierung des übergeordneten Verbs	37
2.1.4 «Isolation vs. Linkage»	40
2.1.4.1 Verschränkung	40
2.1.4.2 Verknüpfungssignale	42
2.1.5 Korrelationen zwischen den Parametern	42
2.2 Subordination: Definitionsprobleme und ein Lösungsvorschlag ..	46
2.2.1 Definitionsprobleme	47
2.2.1.1 Formale Kriterien	47
2.2.1.2 Syntaktische Kriterien/Satzgliedhaftigkeit	49

VI

2.2.1.3	Selbständigkeit	52
2.2.2	Ein Lösungsvorschlag: Subordination als Kategorie mit Prototypenstruktur	53
2.3	Komponenten von Subordination	56
2.3.1	Satzgliedwert («semantische Integration»)	57
2.3.1.1	Satzgliedbegriff/Satzglied und Gliedsatz	59
2.3.1.2	Adverbiale als Problem	63
2.3.2	Korrelate	66
2.3.2.1	Fragestellung	66
2.3.2.2	Korrelate im Satzgefüge	67
2.3.2.3	Zur Grenze zwischen Satz und Text	75
2.3.3	Topologie des Satzgefüges	77
2.3.3.1	Position des Nebensatzes	77
2.3.3.2	Topologische Integration im Gefüge	78
2.3.3.2.1	Bestandesaufnahme	79
2.3.3.2.2	Was bedeuten topologische Auffälligkeiten?	79
2.3.3.2.3	Zum Begriff «Vorvorfeld» und zur Interpretation von Vorvorfeld-Ausdrücken	80
2.3.3.2.4	Nebensätze im Vorvorfeld	84
2.3.4	Teilsätze mit untypischen Stellungsverhältnissen	92
2.3.4.1	Hauptsätze mit Verbletzstellung	93
2.3.4.2	Nebensätze mit Verberst- und Verbzweitstellung	94
2.3.4.2.1	Nebensätze mit Verberststellung	94
2.3.4.2.2	Nebensätze mit Verbzweitstellung	95
2.3.4.3	Topologische Besonderheiten im Gefüge und im Nebensatz	103
2.3.5	Interpunktion/Intonation	104
2.3.5.1	Bestandesaufnahme: Gefüge mit auffälliger Interpunktion	104
2.3.5.2	Interpretation: Eigenschaften von Gefügen mit auffälliger Interpunktion	106
2.3.5.3	Intonation im Satzgefüge	108
2.3.5.3.1	Intonation: syntaktisch oder pragmatisch bedingt?	109
2.3.5.3.2	Elemente der Satzintonation	110
2.3.6	Wie (un)selbständig sind Nebensätze? Pragmatische Gesichtspunkte	116
2.3.6.1	Fragestellung	116
2.3.6.2	Illokution	118
2.3.6.2.1	Kriterien für Nebensätze mit eigener Illokution	119
2.3.6.2.2	Illokutionswert: drei Möglichkeiten	121
2.3.6.3	Informationseinheiten	124
2.3.6.3.1	Informationseinheiten in der syntaktischen Diskussion	124
2.3.6.3.2	Zum Begriff «Informationseinheit»	125
2.3.6.3.3	Operationale Kriterien	126
2.3.6.3.4	Syntaktische Subordination und Informationsverteilung	129
2.3.6.4	Zusammenfassung: Illokutionswert und Informationseinheit	130
2.4	Eine problematische Kategorie: die sogenannten «weiterführenden Nebensätze»	131

2.4.1	Fragestellung	132
2.4.2	Die Kategorie «weiterführende Nebensätze»	133
2.4.3	Charakterisierung der weiterführenden Nebensätze nach einzelnen Kriterien	135
2.4.3.1	Satzgliedwert (s.o. 2.3.1)	135
2.4.3.2	Korrelate und Proformen (s.o. 2.3.2)	137
2.4.3.3	Topologie des Satzgefüges (s.o. 2.3.3)	139
2.4.3.4	Verbstellung (s.o. 2.3.4)	140
2.4.3.5	Intonation/Interpunktion (s.o. 2.3.5)	140
2.4.3.6	Selbständigkeit (s.o. 2.3.6)	141
2.4.3.7	Überblick	143
2.4.4	Funktion der weiterführenden Nebensätze	145
2.4.5	Fazit	149
2.5	Zusammenfassung	150
3	Sätze verknüpfen: textpragmatische Aspekte	153
3.1	Text als sprachliche Handlung	153
3.1.1	Fragestellung	153
3.1.2	Handeln, Satz und Text	155
3.1.3	Ein Textmodell	158
3.1.4	Rezeption – Produktion – Kooperation	161
3.1.4.1	Rezeption	162
3.1.4.2	Produktion	165
3.1.4.3	Kooperation	166
3.1.5	Fazit	167
3.2	Sequenzen von Sprechakten	168
3.2.1	Handlungen und Handlungskomplexe im Text	169
3.2.2	Sequenzen in schriftlichen Texten	171
3.2.3	Angemessenheit von Sequenzen	173
3.3	Sätze als Handlungseinheiten	176
3.3.1	Satz oder Handlungseinheit im Text?	176
3.3.2	Einheiten und Verknüpfungsmittel	180
3.3.3	Stützungsbeziehungen zwischen Sprechakten	186
3.4	Die Bereiche «Sachwelt», «Denken» und «Sprechakt»	194
3.4.1	Fragestellung	194
3.4.2	Das Modell von Sweetser	195
3.4.3	Formale Interpretationshinweise	204
3.4.3.1	Fragestellung	204
3.4.3.2	Topologisch auffällige Nebensätze und Gefüge	206
3.4.3.2.1	Nachgestellte Nebensätze mit Verbzweitstellung (mit <i>weil</i> und <i>obwohl</i>)	208
3.4.3.2.2	Topologisch nicht integrierte Gefüge (mit <i>weil</i> , <i>wenn</i> , <i>um zu</i> und Irrelevanz-Beziehung)	209

VIII

3.4.3.2.3	Beispiele mit auffälliger Interpunktion	211
3.5	Informationsgliederung	213
3.5.1	«Alte» und «neue» Information	214
3.5.2	Informationsgliederung bezogen auf Nebensätze	222
3.5.2.1	Nebensache im Nebensatz?	222
3.5.2.2	Position der Nebensätze	228
3.5.2.2.1	Finalsätze	228
3.5.2.2.2	Konditionalsätze	231
3.5.2.2.3	«How people use adverbial clauses»	233
3.5.2.2.4	Kritik und Gegenvorschlag	234
3.5.3	Informationsgliederung und Partikeln	239
3.5.4	Fazit	244
3.6	Zusammenfassung	245
4	Handlungskommentierende Anmerkungen im Text	247
4.1	Fragestellung	247
4.1.1	Aspekte von «Handeln» im Text	247
4.1.2	Zum Begriff «Metakommunikation»	249
4.1.3	Handlungskommentierende Anmerkungen in schriftlichen Texten	252
4.2	Form und Position kommentierender Anmerkungen	254
4.2.1	Überblick	254
4.2.2	Position	257
4.2.2.1	Vorvorfeld und Vorfeld	257
4.2.2.2	Mittelfeld/Parenthese	260
4.2.3	Form	260
4.2.3.1	Gefüge	261
4.2.3.2	Hauptsätze	262
4.2.3.3	Nebensätze	263
4.2.3.4	Partizipialkonstruktionen	265
4.2.3.5	Nomen/Nominalisierung	266
4.2.3.6	Präpositionaler Ausdruck	267
4.2.3.7	Adverb	267
4.2.3.8	Kein lexikalisches Signal	268
4.3	Funktionale Kategorien	268
4.3.1	Textstrukturierung	270
4.3.1.1	Makrostruktur	270
4.3.1.2	Gliederung kleinerer Einheiten	270
4.3.1.3	Zur Form	270
4.3.2	Illokutionsstruktur	272
4.3.2.1	Illokution	273
4.3.2.2	Illokution akzeptabel machen	274
4.3.2.3	Anmerkungen mit mehreren Funktionen im Bereich «Illokution»	274

4.3.2.4	Zur Form	276
4.3.3	Formulierungen	278
4.3.3.1	Korrektur	280
4.3.3.2	Paraphrase	280
4.3.3.3	Redebewertung	281
4.3.3.4	Zur Form	284
4.3.4	Welche Formen für welche Funktionen?	286
4.3.4.1	Überblick	286
4.3.4.2	Anmerkungen mit verschiedenen Funktionen	287
4.4	Zusammenfassung	289
5	Anhang zu Kapitel 4: Beispiele	290
6	Zusammenfassung	298
Literatur	301
Register	312

Vorwort

Die Arbeit an der vorliegenden Dissertation hat sich über mehrere Jahre erstreckt. In dieser Zeit habe ich (unter anderem) gelernt, daß das Interesse an alltäglichen textlinguistischen Phänomenen der Rechtfertigung bedarf («Satzverknüpfung? Da bist du wohl nach fünfzig Seiten fertig!» – «Nebensätze? Das ist doch kein Thema. Wovon handelt die Arbeit nun wirklich?»).

Wovon diese Arbeit handelt und warum sie mehr als fünfzig Seiten umfaßt, oder genauer: die Fragestellungen, unter denen die syntaktischen und textpragmatischen Aspekte von Satzverknüpfung untersucht werden, ist in der Einleitung dargelegt.

An dieser Stelle möchte ich vor allem danken, und das ist ein Vorhaben, welches mehrere (verknüpfte) Sätze in Anspruch nehmen wird. Mein Dank geht erstens an diejenigen, die mir durch kritische Lektüre und Diskussion weitergeholfen haben, nämlich Peter Gallmann, Markus Nussbaumer und Ursula Renz. Zweitens war die moralische Unterstützung durch meine Kolleginnen und Kollegen vom Mittelbau des Deutschen Seminars der Universität Zürich eine große Hilfe; stellvertretend für viele nenne ich hier Ulla Günther, Thomas Lindauer, Angelika Linke, Roman Looser und Eva Lia Wyss. Einen dritten Kreis, dem es zu danken gilt, bildet das Lehrerkollegium der Kantonsschule Zürcher Oberland in Wetzikon. Die Unterrichtstätigkeit an diesem Gymnasium bildete ein Gegengewicht zu rein linguistischen Fragestellungen und hat mir wichtige Erfahrungen ermöglicht.

Ganz besonders bin ich Horst Sitta zu Dank verpflichtet. Er hat mich nun über viele Jahre gefördert und mir auch, aber bei weitem nicht nur in bezug auf diese Arbeit viel Geduld und Aufmunterung zuteil werden lassen.

Gewidmet ist dieses Buch meinen Eltern und Geschwistern, die meinen Weg manchmal mit Verwunderung («ausgerechnet Nebensätze?»), aber immer mit viel Geduld, Verständnis und Humor begleitet haben.

Zürich, im September 1996

Ann Peyer

Einleitung

Die Fragestellung der vorliegenden Arbeit läßt sich folgendermaßen zusammenfassen: Was muß alles berücksichtigt werden, um dem Phänomen «Satzverknüpfung im Text», v.a. soweit adverbiale Nebensätze betroffen sind, gerecht zu werden? Um diese Frage angemessen beantworten zu können, müssen verschiedene Erklärungsebenen (v.a. Syntax, Pragmatik und Textlinguistik) aufeinander bezogen werden, denn nur in diesem Rahmen lassen sich Besonderheiten der Struktur von Teilsätzen und Satzgefügen auf den Handlungscharakter von Texten beziehen.

Die Eigenschaften von Sätzen – auch von komplexen Sätzen – sind im Rahmen der Syntax beschreibbar mit Begriffen wie Haupt- und Nebensatz, oder, bei satzwertigen Ausdrucksmitteln, Präpositional-, Infinitiv- und Partizipialphrase; ebenso kann man die syntaktischen Eigenschaften einzelner Verknüpfungswörter erfassen (subordinierend oder koordinierend, mit Satzgliedwert oder nicht etc.). Allerdings stößt man innerhalb der Syntax an Grenzen, wenn es gilt, nicht nur zu beschreiben, sondern auch zu erklären, zum Beispiel in Fällen wie den folgenden:

- Satzverbindung, Satzgefüge oder Präpositionalphrase können unter bestimmten Gesichtspunkten äquivalent sein (z.B. kausale Konstruktionen mit *denn*, *weil* oder *wegen*) – aber wie lassen sich die Unterschiede fassen, die zweifellos auch bestehen?
- Die meisten adverbialen Nebensätze können im Gefüge vor, in oder nach dem Hauptsatz stehen. Welche Faktoren beeinflussen ihre Position?
- Neben «normal» strukturierten Gefügen (der Nebensatz steht im Vorfeld des Hauptsatzes; Beispiel 10) gibt es solche, deren Vorfeld doppelt besetzt scheint (Beispiel 11; zur Verdeutlichung ist jeweils das Hauptsatzprädikat unterstrichen):

10 (...) Obwohl die norwegische Wirtschaft zunehmend vielfältiger wird, bleibt die Fischerei für die wirtschaftliche und soziale Struktur im Norden von grundsätzlicher Bedeutung. (Die Zeit, 1994)

11 (...) Egal was Gorbatschow sagt – es wird immer ein paar Leute geben, die es riesig finden. (Der Spiegel, 1988)

Handelt es sich hier überhaupt noch um ein Satzgefüge, also um einen Haupt- und einen Nebensatz? Falls ja: Haben Gefüge mit dieser Auffälligkeit besondere Eigenschaften?

Um solche und ähnliche syntaktisch beschreibbaren Erscheinungen zu erklären, muß auch auf andere als syntaktische Prinzipien zurückgegriffen werden, insbesondere auf Pragmatik und Textlinguistik. Dieser Zugang soll in der vorliegenden Arbeit demonstriert werden, und zwar in den folgenden Schritten:

In Kapitel 1 werden die theoretischen Grundlagen vorgestellt. Einiges wird in diesem Kapitel nur skizziert und erst in den folgenden Teilen konkretisiert sowie mit Beispielen belegt.

Kapitel 2 ist dem syntaktischen Aspekt von Satzverknüpfung gewidmet. Hier geht es einerseits um einen breiten Überblick über die verschiedenen Möglichkeiten des «clause combining», andererseits um die Problematisierung der Begriffe «Satzgefüge» oder «Subordination». Einige der betreffenden Phänomene, z.B. verschiedene Fragen im Zusammenhang mit der Topologie des Satzgefüges, müssen, bevor sie im Hinblick auf die hier formulierte Leitfrage hin untersucht werden können, zuerst dargestellt und illustriert werden, so daß die einzelnen Abschnitte v.a. von Kapitel 2 sich ausführlich auch formalen Details widmen.

Kapitel 3 greift Fragen auf, die mit dem Handlungscharakter von Sätzen und Satzverknüpfung in Texten zusammenhängen – ein Aspekt, der für die Verknüpfung von Sätzen zu Texten eine wesentliche Rolle spielt, aber oft ausgeblendet wird.

Kapitel 4 schließlich ist einer besonderen Gruppe von Ausdrucksmitteln gewidmet, nämlich solchen, die das sprachliche Handeln im Vollzug kommentieren, also zur Metakommunikation (in einem weiten Sinn) eingesetzt werden. Es wird sich zeigen, daß einige dieser Ausdrucksmittel, v.a. umfangreichere wie (Teil-)sätze, Eigenschaften haben, die nicht zu denen des «normalen» Satzgefüges passen.

Semantische Fragen, z.B. solche nach der Abgrenzung zwischen einzelnen inhaltlichen Kategorien der Verknüpfung, werden nicht ausführlich erörtert, da sie in den verschiedensten Darstellungen zum zusammengesetzten Satz (einschlägige Grammatiken, satzsemantische Arbeiten wie diejenige von Polenz 1985 sowie Monographien zu einzelnen Kategorien) ausführlich diskutiert werden.

Satzverknüpfung wird in dieser Arbeit von verschiedenen Standorten her in den Blick genommen. Jedes Kapitel beginnt deshalb jeweils damit, daß die Fragestellung oder der Beobachtungsstandort umrissen werden – ausführlicher, als dies im einleitenden ersten Kapitel möglich ist. Daraus ergibt sich auch, daß die einzelnen Kapitel relativ eigenständig sind und je unterschiedliche Literatur zum Thema berücksichtigen, wobei sich gezeigt hat, daß sich unter der hier gewählten Perspektive viele Einzelbeobachtungen aus bestehenden Untersuchungen integrieren lassen. Zusammenfassungen und

Verweise sollen die Übersicht erleichtern, außerdem wird in Kapitel 1 die grundsätzliche Fragestellung ausführlich erläutert und situiert.

1 Leitfragen, Vorüberlegungen

1.1 Untersuchungsgegenstand, Rahmen der Fragestellung

Gegenstand der vorliegenden Arbeit ist Satzverknüpfung im weiteren Sinne, d.h. Verknüpfung von «satzwertigen» Ausdrücken. Die Teilmenge, die in meiner Arbeit eine Rolle spielen soll, läßt sich nach den Kriterien «Inhalt» und «Form» folgendermaßen eingrenzen:

- Inhalt: Verknüpfungen aus dem Bereich «Verhältnisbeziehungen» im Sinne von Boettcher/Sitta (1972) und Dudengrammatik (1984). Diese Kategorie deckt sich ungefähr mit den traditionellen adverbialen Nebensätzen; einige Verhältnisbeziehungen lassen sich aber nur mit Mühe unter den Adverbialbegriff zwingen, so daß der Terminus «Adverbialsätze» ausdrücklich nur als Orientierungshilfe dienen soll. Zum Begriff «Adverbiale» s.u. (2.3.1.2).
- Form: Im Zentrum steht die Verknüpfung von Haupt- und Nebensatz, also subordinierte Strukturen/Satzgefüge (der Klärung dieses Begriffs gilt Kapitel 2); andere Verknüpfungsformen werden berücksichtigt, sofern sie inhaltlich äquivalent sind mit Verhältnisbeziehungen, die durch Satzgefüge ausgedrückt werden (cf. Boettcher/Sitta 1972 und Dudengrammatik 1984).

In diesem Kapitel soll erläutert werden, welche sprachtheoretischen Konzepte den Rahmen für die vorliegende Untersuchung bilden und weshalb ich davon ausgehe, daß adverbiale Satzgefüge in Texten nur mit der hier gewählten Kombination von unterschiedlichen Perspektiven sinnvoll untersucht werden können. Im Zentrum steht dabei der Bezug zwischen Syntax und Pragmatik, der in dieser Arbeit wie in jedem funktional orientierten Zugang (s.u. 1.3) zentral ist, in der einschlägigen Literatur aber sehr unterschiedlich dargestellt wird. Es liegt in der Natur eines solchen vermittelnden Zugangs, daß sich für die Beschreibung des Zusammenspiels zwischen Syntax und Pragmatik unterschiedliche Modelle ausgebildet haben. Unterschiede können bedingt sein durch den untersuchten Datenbereich, aber auch durch theoretische Grundannahmen, wie sie bestehen zwischen modularen Ansätzen mit deutlichem Gewicht auf syntaktischen Fragen im Umfeld des Lunder Projekts «Sprache und Pragmatik» und

prinzipiell funktional ausgerichteten Modellen.¹ Außer den bereits genannten sind folgende Konzepte für meine Arbeit grundlegend:

- Die Darstellung des zusammengesetzten Satzes in der Duden-Grammatik² resp. bei Boettcher/Sitta 1972
- Ansätze, die die Prototypensemantik auf grammatische Kategorien übertragen (Lakoff 1987, Taylor 1989 und vor allem Fabricius-Hansen 1992)
- textlinguistische Grundlage: Nussbaumer 1991 und Heinemann/Viehweger 1991, daneben Ansätze, in denen ebenfalls der Handlungsaspekt von Texten betont wird (z.B. Motsch/Pasch 1987)

Außerdem verfolgt diese Arbeit das Ziel, Modelle vorzustellen, in denen Platz ist nicht nur für typische, sondern auch für weniger typische Beispiele. Wie sich diese Präferenz auswirkt, läßt sich zeigen am Beispiel der Nebensatzdefinition (s. dazu ausführlich Kapitel 2): Wie bei der Satzdefinition besteht auch bei den Nebensätzen die Schwierigkeit darin, aus einer größeren Menge von Bestimmungsmerkmalen einige wenige wesentliche zu Definitionskriterien zu bestimmen (z.B. Wortstellung, relative inhaltliche Selbständigkeit, syntaktische Abhängigkeit etc.). Definitionen, die ein einzelnes Merkmal ins Zentrum stellen, greifen zu kurz oder müssen mit Ausnahmeregeln ergänzt werden. Ein Modell, das diese Schwierigkeiten sehr elegant meistert, ist dasjenige von Fabricius-Hansen (1992), das in Kapitel 2 näher ausgeführt wird. Grundsätzlich basiert es auf der Prototypentheorie (s. 1.6). Die Attraktivität dieses Ansatzes sehe ich darin, daß er Flexibilität ermöglicht – eine Qualität, die unter anderem für den Umgang mit komplexen Sätzen grundlegend ist. Mangel an Flexibilität birgt zwei Gefahren: einerseits übermäßiges Bilden und Abgrenzen von Kategorien, womit Gemeinsamkeiten und Querbeziehungen aus dem Blick geraten, andererseits eine Art von Wunschdenken, indem nur diejenigen Beispiele berücksichtigt werden, die in ein streng gefaßtes Modell passen – abweichende Formen werden als «ungrammatisch» o.ä. ausgegrenzt und nicht berücksichtigt, obwohl gerade sie interessante Testfälle abgeben. Modelle, die sich auf die Prototypentheorie beziehen, bieten einen guten Ausweg aus beiden Gefahren.

¹ «Sprache und Pragmatik»: Brandt 1990, Brandt/Koch/Motsch/Rosengren/Viehweger 1983, Brandt/Rosengren/Zimmermann 1989, Brandt/Rosengren 1991, Brandt/Reis/Rosengren/Zimmermann 1992, Motsch (Hg.) 1987, Motsch/Reis/Rosengren 1989; funktional ausgerichtet Modelle: Givón 1984, Foley/van Valin 1984 oder Zifonun (Hg.) 1986.

² Diese Arbeit basiert auf dem Text der vierten Auflage (1984); die hier interessierenden Passagen sind in der fünften Auflage (1995) nicht wesentlich verändert.

Die Fragestellung, die hiermit umrissen ist, soll im folgenden konkretisiert werden. Der erste Teil (1.2) bietet eine allgemeine Orientierung im Feld Syntax – Pragmatik – Textlinguistik, im zweiten (1.3 bis 1.6) geht es um einige zu präzisierende Begriffe aus dem Umfeld der funktionalen Grammatik. Ein Hinweis auf das verwendete Beispielkorpus (1.7) und eine Zusammenfassung (1.8) schließen die Einführung ab.

1.2 Syntax, Pragmatik und Textlinguistik

Es gibt verschiedene Ansätze, die das Verhältnis zwischen Syntax und Pragmatik als «modular» darstellen, d.h. so, daß für Syntax und Pragmatik je autonome Kenntnissysteme angenommen werden (Abraham 1986; Bierwisch 1979, Motsch/Reis/Rosengren 1990 u.a.). In fast allen Ansätzen, die ein System mit verschiedenen Modulen vorschlagen, wird betont, daß nicht nur die Regeln innerhalb der einzelnen Module, sondern auch ihr Zusammenspiel untersucht resp. systematisch erfaßt werden müsse:

Zudem gibt es aber eine systematische Interdependenz zwischen ihnen, insofern einerseits die pragmatischen Funktionen mit Hilfe von grammatischen Strukturen realisiert, andererseits die grammatischen Strukturen nur als pragmatische Einheiten aktualisiert werden können. (Motsch/Reis/Rosengren 1990:99)³

In der vorliegenden Arbeit soll eben dieses Zusammenspiel exemplarisch aufgezeigt werden, und zwar an Problembereichen, die für «rein» syntaktische Untersuchungen nicht interessant sind resp. die oft eher als Norm- oder Stilprobleme erscheinen.

Die Nennung der Stichwörter «Pragmatik» und «Textlinguistik» soll nicht suggerieren, daß es sich hier um beziehungslos nebeneinanderstehende Gebiete handle. Vielmehr ist das Verhältnis so zu denken, daß «Pragmatik» abstrakt verstanden wird, als Sammelbegriff für eine Perspektive auf sprachliche Gegenstände, während «Textlinguistik» konkreter auf sprachliche Ausdrücke von einer bestimmten Größe abzielt.⁴

³ Cf. Bierwisch 1979:121.

⁴ Das Verhältnis zwischen Textlinguistik und Pragmatik soll hier nicht im einzelnen diskutiert werden. S. dazu das Forschungsprogramm ««Sprache und Pragmatik», das sich zum Ziel setzt, die Beziehung zwischen Grammatik und Pragmatik im Bereich der Textstrukturierung zu explizieren.» (Motsch/Reis/Rosengren 1990:97) sowie Beaugrande (1990), der nach einem Überblick über verschiedene Stadien der Textlinguistik Postulate aufstellt für «textuality linguistics» mit dem Untersuchungsschwerpunkt auf Kohärenz, ohne von der Tren-

In Texten ist der pragmatische Aspekt deshalb vordringlicher als bei der Untersuchung einzelner Sätze, weil sprachliches Handeln immer in Texten geschieht – bei Einheiten von der Größe eines Satzes kann die pragmatische Perspektive ausgeklammert werden, aber bei Texten (resp. bei Sätzen, wenn man sie als Teile von Texten sieht) ist dies nicht mehr möglich.

In einem kruden Konstruktionsmodell könnte man sich vorstellen, daß Texte aus isolierten, vorgefertigten Sätzen zusammengesetzt würden.⁵ So etwas wäre vertretbar, wenn man annähme, daß Sätze und Texte nach je eigenen Gesetzen, deren Geltungsbereiche sich nicht überschneiden, konstruiert werden, und es würde bedeuten, daß man entweder eine syntaktische oder dann eine textlinguistische Arbeit verfassen könnte; methodisch wäre es nicht vertretbar, eine Untersuchung ausdrücklich im Zwischenbereich anzusiedeln. Da ich aber gerade dies vorhabe, gehe ich nicht von der oben geschilderten scharfen Trennung aus. Vielmehr stütze ich mich auf Ansätze, die betonen, daß es Bereiche gibt, in denen Prinzipien aus der größeren Einheit «Text» auch in der kleineren Einheit «Satz» wirksam werden. Aus diesem Grund ist es sinnvoll, die beiden Größen zuerst einzeln (1.2.1, 1.2.2), anschließend aber im Zusammenhang (1.2.3) zu charakterisieren.

1.2.1 Wodurch wird der Satz bestimmt?

Der Satz soll mit dem Bezug auf Pragmatik und Textstruktur keinesfalls zu einer restlos durch den Text geprägten Einheit erklärt werden. Der Zusammenhang ist eher so zu sehen, daß die syntaktische Grundstruktur genügend Stellen offen läßt, an denen satzübergreifende Strukturprinzipien wirksam werden können. Zu denken ist hier v.a. an Topikalisierung (welches Element steht im Vorfeld?), an die Abfolge der Konstituenten im Mittelfeld, sofern Variationen möglich sind (cf. Hoberg 1981), oder an die Wahl der Diathese des Prädikats – eine Entscheidung, die sich wiederum auf die Zahl der obligatorisch zu realisierenden Argumente und auf die Wortstellungsmöglichkeiten im Satz auswirkt. Alle diese Beispiele betreffen den einfachen Satz; im komplexen Satz vervielfachen sich die Optionen: Die Teilsätze können je verschieden gestaltet werden, und für die Verbindung zwischen ihnen gibt es ebenfalls verschiedene Mög-

nung zwischen System und Gebrauch auszugehen. Zur Orientierung s. Linke/Nussbaumer (1988:29–34) sowie Motsch/Reis/Rosengren (1990).

⁵ Gegen diese Auffassung, wie sie oft auch in Aufsatzlehrbüchern vertreten wird: Dillon (1981).

lichkeiten, deren Wahl nicht durch satzinterne Prinzipien bestimmt wird, deren Realisierung sich aber auf die syntaktische Struktur der Teilsätze und des komplexen Satzes auswirkt. Eigenschaften von Sätzen, genauer von Nebensätzen und von Satzgefügen, bilden den Schwerpunkt von Kapitel 2.

1.2.2 Wodurch wird der Text bestimmt?

Eine gebräuchliche Bestimmung von «Textualität» stammt von Beaugrande/Dressler, die sieben Kriterien nennen: Kohäsion, Kohärenz, Intentionalität, Akzeptabilität, Informativität, Situationalität und Intertextualität (1981:3–13). Alle diese Faktoren beeinflussen auch die Konstruktion und die Interpretation einzelner Satzgefüge. Während sich aber Sätze auch kontextfrei, d.h. isoliert von diesen textuellen Faktoren, beschreiben lassen, ist das für Texte insgesamt nicht mehr möglich.

Das heißt also, daß der Text eine sprachliche Organisationsform ist, die von allem Anfang an, d.h. schon in ihrer Begründung als Einheit, nur aus dem komplexen Zusammenspiel sehr verschiedener Wissenssysteme erklärt werden kann: Grammatik, Weltwissen, (Sprech-)Handlungskompetenz, Bedürfnis-, Motivations-, Intensionsstrukturen etc. (Linke/Nussbaumer 1988:33)

Dies gilt insbesondere, wenn man in «Text» nicht nur die dem Satz übergeordnete sprachliche Einheit sieht, sondern auch die Handlungseinheit, als die Texte produziert und rezipiert werden. Im folgenden wird allerdings nicht der globale Handlungscharakter von Texten im Zentrum stehen, sondern v.a. «satznahe» und mehr oder weniger an der Oberfläche nachweisbare Erscheinungen, z.B. die Thema-Rhema-Gliederung in kleineren Texteinheiten und Kohäsionssignale mit der Funktion von Konjunktionen, weil sich in diesem Bereich zeigen läßt, wie die Gestaltung einzelner (Teil-)Sätze zur Konstitution textueller Handlungen beiträgt (zum Thema «Text» s. ausführlicher Kapitel 3).⁶

1.2.3 Satz und Text

Die oben betonte wechselseitige Beeinflussung der Größen Satz und Text läßt sich auch folgendermaßen fassen: «Clauses both respond structurally to textuality and are central to the ongoing process of

⁶ Einen andern Aspekt von Satz- und Textstruktur untersucht Schecker (1993), nämlich – anhand von Reproduktionstests – die unterschiedlich anspruchsvolle Rezeption von Texten.

constructing textuality.» (Hopper 1988:123). Daraus leitet Hopper die Forderung ab, daß man Sätze nicht isoliert, sondern nur unter Textperspektive beschreiben könne. Andere Ansätze anerkennen den Satz bis zu einem gewissen Grad als autonome Größe, unterstreichen jedoch ebenfalls, daß man den Zusammenhang zum Text herstellen müsse. Dabei wird betont,

daß der Satz eine essentiell grammatische Einheit und der individuelle konkrete Text eine essentiell pragmatische Einheit ist (...). Unklar ist jedoch, wie wir vom Satz zum Text kommen, das heißt, wie das grammatische Kenntnissystem mit den pragmatischen Kenntnissystemen und den anderen kommunikativ relevanten Kenntnissystemen im Zustandekommen eines individuellen Texts zusammenwirkt und welche Kenntnissysteme überhaupt insgesamt beteiligt sind. (Motsch/Reis/Rosengren 1990:100)

Diese Fragestellung leitet das breit abgestützte Forschungsprogramm «Sprache und Pragmatik» – innerhalb einer einzelnen Arbeit lassen sich solche Fragen bestimmt nicht beantworten. Dennoch möchte ich meine Arbeit in den Rahmen der Frage, «wie wir vom Satz zum Text kommen», stellen. Konkretisieren läßt sie sich, indem gefragt wird, welche Eigenschaften und evtl. Auffälligkeiten komplexer Sätze aus ihrem Stellenwert in der Handlungs- und Informationsstruktur von Texten herzuleiten sind. Genauere Überlegungen dazu folgen im nächsten Abschnitt.

Wenn schon der einfache Satz (clause) mit Bezug auf den Text gesehen werden muß, so ist es um so wichtiger, Textstrukturierungsprinzipien auch in die Untersuchung von Satzverknüpfungen einzu beziehen. In Texten können Sätze inhaltlich durchaus verknüpft sein, ohne daß dies durch ein explizites Signal (Konjunktion o.ä.) angezeigt würde. Hier sind Kohärenzmechanismen wirksam, die sich auf der Ebene des (komplexen) Satzes nicht adäquat darstellen lassen. Bei solchen asyndetischen Verbindungen drängt sich der Rückgriff auf Prinzipien der Textstrukturierung auf, aber es ist anzunehmen, daß diese Prinzipien auch bei expliziten (syndetischen) Verknüpfungen eine Rolle spielen. Gerade im Bereich der Verhältnisbeziehungen gibt es eine Menge Ausdrucksmittel, die den engeren Bereich des komplexen Satzes sprengen, und außerdem sind die Kategorien in diesem Bereich (Temporalität, Kausalität etc.⁷) nicht an bestimmte Strukturen wie Satzgefüge o.ä. gebunden. Wir können deshalb davon ausgehen, daß im Bereich der Verhältnisbeziehungen satz- oder gefügeimmanente Fragestellungen nicht alle relevanten Aspekte erfassen, sondern daß es ebenso wichtig ist, auch vom Text her zu fra-

⁷ Linke/Nussbaumer/Portmann sprechen von «konzeptuellen Deutungsmustern» und von «Vernetzungsmustern» (1991:228f., 239–242).

gen, für den oder in dem die Sätze gebildet und verknüpft werden. Entsprechende Fragestellungen finden sich vor allem in Kapitel 3.

Fazit: Die Frage, ob Satzverknüpfung im Text ein syntaktisches oder ein pragmatisches Phänomen sei, läßt sich nur mit «sowohl – als auch» beantworten. Deshalb sind Konzepte besonders attraktiv, die das Zusammenspiel von syntaktischen und pragmatischen Faktoren ins Zentrum ihres Interesses rücken, d.h. Konzepte, die nicht grundsätzlich nur einen Gesichtspunkt favorisieren und höchstens «im Notfall» die Gegenseite – pragmatische resp. syntaktische Einflüsse – gelten lassen, sondern die primär von einem Zusammenspiel ausgehen. In diesem Zusammenhang sind funktionale Grammatik (1.3), Grammatikalisierung (1.4), Ikonizität (1.5) und Prototypen (1.6) zu nennen.

1.3 Funktionale Grammatik

In einer Arbeit mit der oben erläuterten Zielrichtung ist es sinnvoll, auf Sprachmodelle zurückzugreifen, die davon ausgehen, daß Syntax, Semantik und Pragmatik in einem wechselseitigen Einflußverhältnis stehen, daß also syntaktische Formen mit geprägt sind durch ihre Bedeutung und ihren Gebrauch. Dabei ist, wie ich schon mehrmals betont habe, wichtig, einen Rahmen zu wählen, der nicht eine der genannten Perspektiven bevorzugt, sondern einem hilft, Zusammenhänge nicht aus dem Blick zu verlieren. Einen solchen Rahmen bieten Ansätze, die sich als funktionale Grammatik (in verschiedenen Ausprägungen) verstehen. Funktionale Grammatik untersucht nicht nur Strukturen, sondern bezieht sie auch auf ihre Funktion in der Kommunikation; das bedeutet allerdings nicht, die ganze Sprache auf Kommunikationsereignisse zu reduzieren, wie das der funktionalen Grammatik z.T. vorgeworfen wird. Es kann durchaus sprachliches Verhalten geben, das nicht kommunikativ ist, dadurch wird aber der Anspruch nicht sinnlos,

that an understanding of language structure requires an understanding of the functions language can serve, communication being the primary one. (Foley/van Valin 1984:8f.)

Die universal ausgerichtete funktionale Grammatik stellt sich u.a. die Frage, von welcher Art die Sprachkenntnis von Native speakers sei und wie sie erworben werde. Wichtig ist hier die Füllung des Begriffs «Sprachkenntnis»: Sprachkenntnis im hier vorausgesetzten weiteren Sinn liegt nicht nur Urteilen über die Grammatikalität von Sätzen, sondern auch Urteilen über die Texthaftigkeit sprachlicher

Gebilde zugrunde – und wie wir oben (1.2) gesehen haben, läßt sich die Größe «Text» nicht rein von Formprinzipien her fassen; es braucht den Rückgriff auf Wissen über die kommunikative Funktion von Sprache und über soziokulturelle Normen (Foley/van Valin 1984:10f.).

Im Rahmen eines solchen funktionalen Ansatzes werden grammatische Phänomene als rekurrente «discourse patterns» (Text- oder Sprechmuster) verstanden. Diese Auffassung macht Sinn, weil sie ihrerseits Fragen aufwirft, die zu einem tieferen Verständnis der Sprache und des Sprechens führen – Fragen nach der Struktur unserer kognitiven Fähigkeiten (Sprachproduktion und -rezeption) sowie nach der Art unserer sozialen Interaktion und nach dem Zusammenwirken dieser beiden Bereiche (Foley/van Valin 1984:13).

Dabei ist zu beachten, daß viele, v.a. morphosyntaktische Muster nicht direkt durch ihre kommunikative Funktion bestimmt, sondern das Resultat diachroner Entwicklungsprozesse sind (Foley/van Valin 1984:16). Viele Mißverständnisse im Zusammenhang mit funktionaler Grammatik hängen damit zusammen, daß diese diachrone Perspektive zu wenig deutlich wird (s.u. 1.4.2. zum Stichwort «Grammatikalisierung»).

Neben der Frage, wie weit und wie direkt sich morphosyntaktische Strukturen mit ihrer Funktion in Verbindung bringen lassen, stellt sich ein grundsätzlicheres Problem, das ebenfalls den Zusammenhang zwischen Struktur und Verwendung betrifft. Es läßt sich an der Gegenüberstellung einer Lexikondefinition, die die wichtigsten Aspekte knapp zusammenfaßt, und einer Kritik an eben diesem klassischen funktionalen Ansatz verdeutlichen.

Funktionale Grammatik: Ein Grammatiktyp, der sich zu Aufgabe gestellt hat, nicht nur grammatische Kategorien bzw. morphosyntaktische Strukturen zu erarbeiten, sondern der zugleich nach deren Leistungen und Wirkungen in bezug auf das System der Sprache, vor allem aber in bezug auf ihre kommunikativ-pragmatische Funktion fragt. (Lewandowski 1990:325f.)

Gegen eine solche Auffassung wehrt sich das «emergent Grammar»-Postulat von Hopper: Statt Formen der grammatischen Struktur als gegeben voranzusetzen, müsse untersucht werden, wie Textkonstruktionsstrategien Formen fixieren können, d.h., grammatische Strukturen müssen ganz klar als etwas gesehen werden, was gegenüber der Verwendung (discourse) sekundär ist (Hopper 1988:121).

Dieses Postulat darf sicher nicht ohne Diskussion stehenbleiben – Präzisierungen sind v.a. bezüglich der «Formen» nötig: Wie weit und wie direkt eine Form von ihrer Verwendung abhängt, läßt sich nicht für alle formalen Kategorien pauschal festlegen. Bei bestimmten Erscheinungen aus der Morphosyntax (z.B. Nominal- und Ver-

balflexion) dürfte der Zusammenhang letztlich doch eher indirekt und auch diachron vermittelt sein. Für Strukturen im Bereich des zusammengesetzten Satzes scheint mir Hoppers Postulat aber bedenkenswert: Hier haben wir es tatsächlich mit Formen zu tun, die zum Teil recht direkt mit ihrer Verwendung zusammenhängen; damit läuft parallel, daß oft mehrere inhaltlich äquivalente Strukturen zur Verfügung stehen, so daß im konkreten Fall die Wahl einer bestimmten Struktur zu erklären bleibt. Wenn wir davon ausgehen, daß sich diese Strukturen syntaktisch beschreiben und z.T. pragmatisch erklären lassen, müssen wir überlegen, ob wir von einer «gegebenen» Struktur ausgehen, die in einer bestimmten Weise verwendet wird, oder ob wir annehmen, daß die morphosyntaktische Struktur bei jedem Vorkommen neu durch die Verwendung geprägt wird. Ganz abwegig ist die zweite Möglichkeit nicht – hier liegt der Schlüssel zur Erklärung von Wandel der Strukturen, und dazu gehört auch die sogenannte Grammatikalisierung.

1.4 Grammatikalisierung

Auf den Begriff «Grammatikalisierung» möchte ich ausführlicher eingehen, denn obwohl meine Arbeit grundsätzlich synchron orientiert ist, ist es manchmal hilfreich, nachzuvollziehen, wie sich bestimmte Strukturen entwickelt haben. In diachronen Entwicklungsreihen läßt sich das Zusammenspiel verschiedener Prinzipien und Übertragungsprozesse besonders gut aufzeigen und vor allem sicherer belegen als bei synchron beobachteten unterschiedlichen Verwendungsweisen einzelner Ausdrucksmittel. Ausblicke in die Diachronie werden in den folgenden Kapiteln nicht systematisch einbezogen sein, um so wichtiger ist es mir, an dieser Stelle darzulegen, vor welchem theoretischen Hintergrund sie zu lesen sind.

Unter Grammatikalisierung⁸ wird seit Meillet generell ein Sprachwandelprozeß verstanden, durch den lexikalische Einheiten an Autonomie verlieren und zu bloßen Trägern von grammatischen Kategorien werden. Mit diesem inhaltlichen Wandel ist ein Verlust an morphologischer und phonologischer Substanz sowie an syntaktischer Selbständigkeit verbunden. Ein typisches Beispiel für einen solchen Prozeß ist der Wechsel von Vollverben zu Modal- oder Hilfsverben. Der ursprünglich v.a. auf morphologische Veränderungen bezogene Begriff wurde mit der Zeit erweitert, so daß heute auch Verände-

⁸ Ich folge hier Bußmann (1990:289f.), Lehmann (1991:493) und Traugott (1988:406).

rungen im Bereich der Wortstellung, der Kongruenz etc. darunter fallen (Hopper 1991:17f.).

Grammatikalisierungsprozesse spielen eine zentrale Rolle, wenn es gilt, den Einfluß verschiedener pragmatischer Faktoren zu untersuchen, wenigstens dann, wenn man davon ausgeht, daß Sprachwandel rückgebunden ist an die Verwendung von Sprache, d.h. auch an Entscheidungen von SprecherInnen. Viele funktionale Erklärungen greifen auf diachrone Prozesse zurück, um das Zusammenspiel von Struktur und Verwendung deutlich zu machen.

Für die Endphase eines Grammatikalisierungsprozesses werden häufig Metaphern verwendet wie «Fossilisierung» (Bußmann a.a.O.) oder «einfrieren»; bildlich gesprochen kann man also untersuchen, «unter welchen Bedingungen Wasser zu Eis gefriert resp. Pragmatik zu Grammatik» und welche spezifischen Kristallstrukturen sich dabei herausbilden (Lernerz 1986:318).

Es ist lohnend, verschiedene Formen der Satzverknüpfung unter dem Aspekt der Grammatikalisierung zu sehen. Im Bereich der Verhältnisbeziehungen bedeutet das auch, Veränderungen einzelner Verknüpfungsmittel zu untersuchen. Allerdings muß hier Grammatikalisierung oft eingeschränkt als «nur» inhaltliche Veränderung verstanden werden – der Bedeutungswandel einer Konjunktion schlägt sich nicht immer auch äußerlich nieder, z.B. der Wechsel von *weil* (temporal) zu *weil* (kausal) oder von *während* (temporal) zu *während* (adversativ).

Es folgen einige orientierende Anmerkungen zum Ablauf und zu bestimmenden Faktoren von Grammatikalisierungsprozessen; mit diesen Anmerkungen soll erläutert werden, warum Grammatikalisierungsprozesse für unser Thema relevant sind, wie weit wir sie in der Gegenwartssprache beobachten können und wie wir uns ihren Ablauf vorzustellen haben.

Grammatikalisierungsprozesse sind nicht nur aus den oben bereits erwähnten Gründen interessant, sondern auch, weil sie immer noch stattfinden, z.B. im Bereich der ursprünglich temporalen Verknüpfungsmittel.⁹ Anhand abgeschlossener Entwicklungsreihen lassen sich Entwicklungsprinzipien und -richtungen aufzeigen; darauf basierend kann man die Frage stellen, ob es in der Gegenwartssprache Verknüpfungsmittel gibt, die «unterwegs» sind, d.h. sich von einer ursprünglichen (z.B. temporalen) Bedeutung zu einer anderen (z.B. kausalen oder adversativen) hinentwickeln. Indizien für Grammatikalisierungsprozesse finden sich oft in nichtstandardgemäßer Sprache, da sie z.T. als Normverstöße aufgefaßt werden. Als Hinweise

⁹ Lehmann (1991) zeigt, wie sich solche Entwicklungen in verschiedenen Bereichen der deutschen Umgangssprache abzeichnen.

auf eine sich abspielende Entwicklung sind sie aber oft sehr wichtig (Lehmann 1991:531).

Grammatikalisierungsprozesse passieren nicht plötzlich, es kann deshalb sein, daß über längere Zeit die alte und die neue Verwendung des betroffenen Elements nebeneinander auftreten. Allerdings sind die Prozesse unidirektional gerichtet – wenn die alte Bedeutung oder Verwendung verlorengegangen ist, kann sie nicht mehr wiederhergestellt werden (Traugott/König 1991:198f.). Zur Illustration: *Weil* hat heute seine ursprünglich temporale Bedeutung abgelegt, *während* kann dagegen je nach Zusammenhang temporale oder adversative Bedeutung haben. Vielleicht haben wir es hier mit dem Zwischenstadium eines Grammatikalisierungsprozesses zu tun (König/Eisenberg 1983:323–329).

Daß solche Entwicklungen nur in eine Richtung stattfinden, kann (für die hier interessierenden Beispiele) erklärt werden mit der Konventionalisierung von ursprünglich rein konversationellen Implikaturen. Die Tendenz geht in Richtung «informativere Interpretation», der Rezipient sieht also nicht nur die temporale Bedeutung des Verknüpfungssignals, sondern auch die «mitgemeinte» Kausalität, Adversativität etc. des gesamten Ausdrucks. Von einem Abschluß dieser Entwicklung kann gesprochen werden, wenn es Faktoren gibt, die eine rein temporale Lesart ausschließen – für *weil* und *während* sind das Beispiele wie die unten aufgeführten, bei denen die Interpretation «gleichzeitig» (suggeriert von der Grundbedeutung der Konjunktion) verunmöglicht wird durch das Zeitverhältnis zwischen den Teilsätzen. Das bedeutet, daß die ursprünglich nur konversationell mitgemeinte kausale resp. adversative Bedeutung zur konventionellen Bedeutung des Verknüpfungsausdrucks geworden ist.

12 Die Iran-Affäre wird Bush weiterhin zu schaffen machen, nicht zuletzt deshalb, weil die Demokraten eine Zielscheibe brauchen und weil Bushs außenpolitischer Berater (...) sich zeitweise intensiv mit zentralamerikanischen Angelegenheiten befaßte. (NZZ, 1988)

13 Während sich die Fahrzeugtechnik ständig weiterentwickelt und demzufolge die Sicherheit der Autofahrer immer noch zunimmt, wurde bisher noch kein Rezept zur vollständigen Räumung der Fahrbahnen von Schnee und Eis ohne unnötige Umweltbelastung gefunden. (Tagesanzeiger, 1988)

14 Während die palästinensischen Delegierten bei den Verhandlungen mit den Israeli schon seit einigen Tagen ihrer Unzufriedenheit über den schleppenden Verlauf der Gespräche Ausdruck gaben, hat nun die israelische Seite ihrerseits durchblicken lassen, daß ihr nicht unbedingt an einer schnellen Umsetzung des israelisch-palästinensischen Abkommens gelegen ist. (NZZ, 1993)

Mit dem Begriff «Grammatikalisierung» ist noch nicht festgelegt, welche Einflüsse im einzelnen für die Entwicklungen verantwortlich sind. Die meisten Konzepte betonen die Wichtigkeit sprachexterner Kräfte (z.B. Dubois 1985); darüber, welchen Bereichen diese genau zuzuordnen sind, gehen die Meinungen auseinander. Antworten dürften letztlich von Detailuntersuchungen abhängen, wobei auch die Frage von Konkurrenz zwischen verschiedenen Einflüssen zu klären ist (Dubois 1985). Um so wichtiger ist es, von Anfang an ein Modell zu konzipieren, das Differenzierungen erlaubt und die verschiedenen Einflußfaktoren integrieren kann. Ein Vorschlag in dieser Richtung stammt von Dubois; er charakterisiert die Grammatik einer Sprache als «adaptives System». Mit «adaptiv» wird betont, daß die Grammatik nicht in allen Zügen autonom ist, sondern auf externe Einflüsse reagiert, «System» andererseits weist darauf hin, daß diese Einflüsse nicht auf ein amorphes Gebilde, sondern auf bestehende Strukturen treffen, auf die sie dann gegebenenfalls verändernd einwirken. In diesem Modell sieht Dubois eine fruchtbare Synthese zwischen Strukturalismus und Funktionalismus (1985:360–362). Folgende Formulierung weist ebenfalls auf die Komplexität der Vorgänge hin:

A full understanding of the processes of grammaticization must involve not only a knowledge of the possible sources of grammatical markers and categories, but also of the factors that motivate their development, especially their potential interaction with the grammatical systems in which they emerge. Such interaction is bound to be complex, involving multiple factors and varying degrees of motivation or hindrance. Yet as we discover more about these interactions, we have much to gain in our overall understanding of the forces that mold grammatical systems, of why languages are as they are. (Mithun 1991:183)

Grundlegende Strategien, die bei sehr verschiedenen Grammatikalisierungsprozessen eine Rolle spielen, sind u.a. die Analogie (Givón 1991) und Problemlösungsformen, die «alte» Mittel für eine «neue» Funktion einsetzen, z.B. Raumkonzepte für den Ausdruck von Zeitverhältnissen, temporale Konzepte zum Ausdruck von kausalen etc. (Heine/Claudi/Hünemeyer 1991:150). Bei solchen Übertragungsprozessen spielen Abstraktion und Metaphorisierung sowie Metonymie eine zentrale Rolle.¹⁰ Am Beispiel von *während* heißt das, daß das Konzept «Gleichzeitigkeit» vom Bereich der realen Welt übertragen wird auf den Bereich der Gedanken oder der Argumente. Im Bereich der realen Welt steht die gewissermaßen neutrale Gleichzeitigkeit im Vordergrund, bei Gedanken oder Argumenten dagegen, deren zeitliches Verhältnis zueinander nicht so plastisch ist, wird

¹⁰ Heine/Claudi/Hünemeyer 1991:156–165; Sweetser 1990 (ausführliche Darstellung in 3.4.2), Traugott 1988.

durch den Hinweis auf die Gleichzeitigkeit der Aspekt der Konkurrenz oder eben des Widerspruchs betont.

1.5 Ikonizität

Wenn es – wie bei der Beschreibung von Grammatikalisierungsprozessen im Bereich der Wort- und Satzstellung – darum geht, «primäre» oder unmarkierte Formen herauszuarbeiten, spielt oft das Prinzip der Ikonizität eine Rolle. Dieser semiotische Begriff läßt sich in sehr einleuchtender Weise beziehen auf Zeichen von Satz- oder sogar Textgröße. Anwendbar ist er v.a. auf Reihenfolgebeziehungen: Ein Kausalgefüge ist dann ikonisch, wenn Grund vor Folge steht, ein narrativer Text, wenn er die Reihenfolge der Ereignisse so abbildet, wie sie vorgefallen sind etc. Als SprachbenutzerInnen sind wir sehr wohl imstande, mit nichtikonischen Gebilden umzugehen, dennoch kann es nützlich sein, das ikonische Prinzip zu berücksichtigen. Da normalerweise die Arbitrarität sprachlicher Zeichen auch für komplexere Strukturen vorausgesetzt wird, möchte ich hier ausführlicher auf die Ikonizität eingehen – es soll damit aber nicht behauptet werden, daß alle Eigenschaften von Satzverknüpfung durch Ikonizität bestimmt seien.

Am ausführlichsten stellt Givón das Prinzip der Ikonizität vor; ich halte mich im folgenden an seine Darstellungen.¹¹ Als grundlegend bezeichnet Givón (1985:188–213) folgende Annahmen:

- Ikonizität als Kodierungsprinzip hängt mit Isomorphismus zusammen: Zentral ist die Ähnlichkeitsrelation zwischen einer Form und dem durch sie kodierten Inhalt.
- Die Rolle der ikonischen Repräsentation muß auf den verschiedenen Ebenen separat untersucht werden. Allerdings kann als Grundannahme (Meta-Prinzip) gelten:

All other things being equal, a coded experience is easier to *store*, *retrieve* and *communicate* if the code is maximally isomorphic to the experience. (Givón 1985:189)

- Ikonische Relationen müssen den SprecherInnen subjektiv nicht bewußt sein. Das Bewußtsein dafür ist am stärksten auf lexikalischer oder propositionaler Ebene (z.B. Onomatopoetika, analytische Verbformen), weniger ausgeprägt auf der diskurspragmatischen. Neben der Ebene kann auch eine Rolle spielen, ob die Rela-

¹¹ Cf. auch Abraham (1982), Dubois (1985), Haiman (1983), Hopper/Thompson (1985; zur Ikonizität lexikalischer Kategorien) sowie Posner (1980).

tionen von «normalen» Sprechern/Hörern oder von LinguistInnen auf Ikonizität hin beurteilt werden. Allerdings lassen sich ikonische Relationen auch von Fachleuten nicht rein objektiv feststellen, denn «Ähnlichkeit» ist nie objektiv gegeben, sondern abhängig von Kontext und Interpretation: sie muß als Relation von einem beobachtenden Subjekt festgestellt werden.

- Die Kodierungsprinzipien im Bereich der Syntax (v.a. die Kodierung von diskurspragmatischen Faktoren) sind komplizierter als lexikalische oder propositionale Ikonismen. Als Illustration führt Givón Beispiele aus dem Bereich der Topikalisierung an:
 - Je weniger ein Topic voraussagbar ist, desto mehr Kodiermaterial wird für seine sprachliche Darstellung aufgewendet.
 - Je mehr geistige Anstrengung das Prozessieren einer Topic-NP braucht (damit ihre Referenzidentität im Diskurs hergestellt werden kann), mit desto mehr Material wird sie kodiert.

Hier besteht die ikonische Relation nicht zwischen Sprache/Gedanke und Referenz-Entität, sondern zwischen Sprache/Gedanke und «some abstract mental process associated with the discourse-pragmatic component of grammar», d.h. nicht zwischen sprachlicher Fassung der Topic-NP und ihrem Referenten resp. seiner Wahrnehmung, sondern zwischen sprachlicher Fassung und Prozessierungsaufwand:

Here the (...) relation is not a binary relation between code and some experience or perceptions, but rather a binary relation between code and some more abstract mental function. (Givón 1985:213)

Der Rückgriff auf mentale Funktionen bringt mit sich, daß Ikonizität letztlich nicht eine theoretische Relation bleibt, sondern rückgebunden wird an die Voraussetzungen unserer Wahrnehmungs- und Verarbeitungsmöglichkeiten:

Studying the use of syntactic structure in its communicative setting eventually makes it possible to come up with hypotheses about the necessary (<iconic>) correlations between function and structure in human language, and how such correlations may be systematically motivated by what is known about human cognition. (Givón 1984:11)¹²

Eine Grammatik, die sich als funktionale versteht, muß also auch überprüfen, ob ikonische Motivationen für bestimmte Strukturen anzunehmen sind.

¹² Bei Givón (1984/90:968–973) sind die Prinzipien der Ikonizität mit Beispielen für die verschiedenen Ebenen zusammengefaßt, wobei jeweils auch auf die kognitive Basis verwiesen wird.

1.6 Prototypen

Im folgenden sollen nur die wichtigsten Grundgedanken der Prototypentheorie aufgegriffen werden; der Schwerpunkt liegt bei der Anwendung des Konzepts auf grammatische Kategorien (in Kapitel 2 speziell auf den Begriff Subordination).¹³

1.6.1 Grundsätzliches

Die Prototypentheorie befaßt sich umfassend mit Fragen der Kategorienbildung. Kategorien, mit denen wir im Alltag umgehen, erleben wir (auch) als sprachliche Realität, und unsere Sprache hat ihrerseits bestimmte Kategorien ausgebildet. In der Prototypentheorie überschneiden sich also linguistische Fragestellungen mit solchen der kognitiven Psychologie. Der Titel von Taylors Einführung «Linguistic categorization» hat denn auch explizit zwei Lesarten (Taylor 1989:viif.):

- «Bedeutung der Formen/Zeichen einer bestimmten Sprache», was man deutsch mit «sprachliche Kategorien» übersetzen muß und im weiteren Sinn der Semantik, der Psycholinguistik und der kognitiven Psychologie zuordnen kann – insofern es beim sprachlichen Kategorisieren der wahrgenommenen Wirklichkeit um eine kognitive Aktivität geht.
- «von LinguistInnen vorgenommene Kategorisierungen», deutsch «linguistische Kategorien»; Kategorien, welche die Sprache zum Objekt haben – ein Problem, mit dem sich die (Meta-)Linguistik befassen muß.

Die Prototypentheorie hat sich in Auseinandersetzung mit klassischen strukturalistischen Konzepten entwickelt,¹⁴ deshalb lassen sich ihre Grundannahmen am einfachsten vor dieser Folie darstellen. Kategorien im klassischen Sinn weisen u.a. folgende Eigenschaften auf:

- die Zuweisung eines Elements zu einer Kategorie beruht auf objektiven (notwendigen und hinreichenden) Merkmalen
- die Merkmale sind binär
- Kategorien haben klare Grenzen
- alle Elemente sind gleichrangig, d.h. auch gleich repräsentativ für ihre Kategorie (Taylor 1989:23).

¹³ Einführung in die Prototypentheorie (mit Bezug auf lexikalische und grammatische Kategorien): Lakoff (1987), Taylor (1989).

¹⁴ Die grundsätzliche Auseinandersetzung mit dem «Objektivismus» nimmt bei Lakoff (1987) breiten Raum ein.

Wenn diese Art von Kategorien psychologische Realität hätten, müßten wir ihnen Elemente jeglicher Art problemlos zuordnen können, dagegen wäre die Frage sinnlos, ob ein Element mehr oder weniger zu einer Kategorie gehöre resp. welches Element der beste Vertreter einer bestimmten Kategorie sei. Experimente zeigen nun aber, daß solche Fragen durchaus als sinnvoll und beantwortbar interpretiert werden – das heißt, daß die oben charakterisierten Kategorien nicht der psychologischen Realität entsprechen (Taylor 1989:43):

Hence, the results of experimental psychology clash with classical approaches insofar as the prototype results are inconsistent with clear boundaries, shared properties, uniformity and inflexibility. (Handke 1984:133)

Die Mehr-oder-weniger-Zugehörigkeit zu einer Kategorie läßt sich nicht nur in Experimenten feststellen, sie ist vielmehr auch sprachlich präsent in den sogenannten «Heckenausdrücken» (z.B. *eine Art von X, so ungefähr X, beinahe ein X, ein richtiges/typisches X* etc.; Taylor 1989:79f., 95f.).

Viele Kategorien, mit denen wir im Alltag umgehen, sind also nicht homogen, sondern weisen eine radiale Struktur mit Zentrum und Peripherie auf: In der Mitte befinden sich diejenigen Vertreter, die für die Kategorie typisch sind; diesen zentralen Vertretern sind andere «angelagert», die für die Kategorie insgesamt weniger typisch sind und auch untereinander recht verschieden sein können.¹⁵

Gegenüber den klassischen Kategorien bieten Prototypenkategorien größere Effizienz, und sie sind flexibler: Sie lassen sich leichter an neue Daten anpassen, die Kategorie kann an der Peripherie verändert werden, ohne daß sie grundsätzlich neu definiert werden müßte (Taylor 1989:53). Andererseits sind solche Kategorien dennoch strukturiert, die Zugehörigkeit eines Elements zu einer Kategorie ist nicht nur eine Frage der «Familienähnlichkeit» – man müßte Wittgenstein also entgegenhalten, daß es typischere und weniger typische Spiele gebe.¹⁶

In der Terminologie der Merkmalssemantik könnte man sagen, daß ein prototypischer Vertreter besonders viele kategorien-spezifische Merkmale aufweist, die peripheren Vertreter dagegen nur einzelne davon. Wichtig ist – im Unterschied zur Merkmalssemantik – daß nicht alle Vertreter die gleiche Merkmalskombination aufweisen müssen und daß einzelne Merkmale besonders wichtig sein können, was z.B. ihre Wahrnehmbarkeit oder ihren sozialen Stellenwert

¹⁵ Sehr illustrativ ist die Darstellung der Kategorie «Vögel» von Aitchison (1987:54), abgedruckt in Linke/Nussbaumer/Portmann (1991:158).

¹⁶ Zur Einordnung der Prototypentheorie zwischen klassischen Kategorien und Wittgenstein PU s. Givón (1984:12–14).

betrifft (Taylor 1989:53). Wie Lakoff (1987:74–76, 80–84)¹⁷ am Beispiel des Begriffs «Mutter» zeigt, kann das Gewicht einzelner Faktoren durchaus kultur- und epochenabhängig sein. Dieser Einbezug von handlungsbestimmendem kulturabhängigem Wissen ist kein Makel, sondern beabsichtigt und als besondere Qualität des Prototypenmodells zu werten.

Geht man davon aus, daß viele oder sogar alle Kategorien, auch solche im Bereich einzelner Wissenschaften, eine Prototypenstruktur aufweisen, drängen sich Vergleiche ihrer Ausformung geradezu auf. Haben alle Kategorien ein festes Zentrum, einen Prototypen? Wie läßt sich dieses umschreiben? Gibt es bestimmte Wege der Ausdehnung weg vom Zentrum resp. Verbindungen zwischen zentralen und peripheren Vertretern, die immer wieder vorkommen (Taylor 1989:99–121)?

The final problem with family resemblance categories, indeed with all categorization models, concerns the process by which different things get associated in the first place. (Taylor 1989:121)

A full study of category structure must go well beyond just isolating a prototype and giving a linear ranking of how close nonprototypical cases are. At the very least, it must provide an account of the details of the cognitive models that give rise to the representativeness structure. (Lakoff 1987:82)

Es ist anzunehmen, daß die Zusammenhänge zwischen Zentrum und Peripherie sich zu einem großen Teil durch Metapher und Metonymie erklären lassen, wobei Metapher und Metonymie hier ausdrücklich als Konzeptualisierungsprinzipien verstanden werden, d.h. als Mittel zur Begriffsbildung und für das Inbeziehungsetzen von Begriffen, nicht im Sinn von festen rhetorischen Figuren.

Metapher wird dabei verstanden als

conceptualization of one cognitive domain in terms of components more usually associated with another cognitive domain. (Taylor 1989:133)

Damit ein Konzept von einem Bereich (domain) auf einen andern übertragen werden kann, muß zwischen den beiden eine Ähnlichkeitsbeziehung bestehen resp. von einem wahrnehmenden Subjekt festgestellt werden. Dabei können sehr verschiedene Kriterien wie Gleichheit der äußeren Form, der Funktion u.a. eine Rolle spielen (Givón 1984:15f.). *Metonymie* dagegen

consists in the mapping of the logic of one domain on to another. (Taylor 1989:138)

Durch die Reduktion auf diese beiden Grundprinzipien wird auch klar, wieso Prototypenkategorien so flexibel sein können: Sie beste-

¹⁷ Referiert bei Taylor (1989:86–89).

hen nicht als feste Strukturen, sondern sind festgelegt durch ihr Zentrum, bestimmte konventionalisierte Ausdehnungen und Prinzipien für Ausdehnungen ad hoc (cf. Taylor 1989:122–141).

Bei einer Definition oder Bedeutungumschreibung im klassischen Sinne versucht man, von verschiedenen Verwendungen/Bedeutungen eines Elements zu abstrahieren, d.h. so weit zu verallgemeinern, daß aus verschiedenen Verwendungsmöglichkeiten die «Grundbedeutung» herausdestilliert wird.¹⁸ Stattdessen schlägt Lakoff vor, man solle sich darauf konzentrieren, herauszufinden, wie verschiedene Verwendungen zusammenhängen, welches typische und welches abgeleitete Varianten seien und wie es zu den verschiedenen Ableitungen gekommen sei (1987:516). Lakoff betont dabei (1987:493f.), daß sich SprecherInnen dieser Prozesse nicht bewußt sind, vielmehr gilt, daß

what speakers do is use a linguistic system that fits together well and is cognitively efficient for their purposes. What we are trying to do is characterize exactly what it means for a linguistic system to «fit together well» and be «cognitively efficient». (Lakoff 1987:493f.)

1.6.2 Prototypen und grammatische Kategorien

Die Anschaulichkeit von Prototypenmodellen birgt die Gefahr, daß solche Ansätze «unwissenschaftlich» und vortheoretisch wirken. Sie lassen sich tatsächlich relativ einfach und intuitiv plausibel darstellen. Sie deshalb geringzuschätzen wäre m.E. aber völlig falsch. Vielmehr ist es gerade der Anspruch der Prototypentheorie, Kategorien und Kategorisierungen so darzustellen, wie es der kognitiven (z.T. vortheoretischen, vorwissenschaftlichen) Realität entspricht. Daß diese in vielen Bereichen anderen Gesetzen als denen der klassischen strukturalistischen Kategorien folgt, ist vielfach nachgewiesen worden (Überblick über verschiedene Prototypenexperimente s. Lakoff 1987 und Taylor 1989). Im Interesse einheitlicher Erklärungsansätze ist es nur folgerichtig, die gleichen Prinzipien auch auf grammatische Kategorien anzuwenden. Tatsächlich lassen sich auf diese Weise einige Probleme lösen resp. in ihrer ganzen Komplexität darstellen, ohne daß Definitionen und Ausnahmeregelungen überstrapaziert werden müßten:

¹⁸ Lakoff (1987:462–585) illustriert das u.a. an verschiedenen Verwendungen von engl. *there*, das z.B. «deictic» (*there's Harry with his red hat on*) oder «existential» (*there was a man shot last night*) vorkommt.